

## Das Buch

*Eine Flachzange ist ein Werkzeug. Der Volksmund bezeichnet damit aber auch einen Menschen, der im Oberstübchen nicht sonderlich gut möbliert ist, sich seiner Einfalt jedoch nicht bewusst ist und auftritt, als sei er sehr bedeutend. Diese Differenz von Anspruch und Wirklichkeit mag hingehen, wenn diese Menschen kein Amt und keine Funktion haben. Wenn sie jedoch, wie nach 1990 massenhaft geschehen, in den Osten drängten und dort allein aufgrund ihrer Herkunft Immobilien, Unternehmen, Leitungs- und politische Funktionen an den Hals geworfen bekamen (oder mit krimineller Energie sich dieser bemächtigten), dann war das ein gesellschaftlicher Vorgang und keine lässliche Sünde. Klaus Huhn behandelt einige gravierende Fälle. Und zeigt, dass diese Flachzangen objektiv doch Werkzeuge waren: nämlich Instrumente einer bestimmten Gesellschaft.*

## Der Autor

*Klaus Huhn, Jahrgang 1928, Berliner, seit 1945 publizistisch tätig. Er gehörte zur Gründergeneration der Tageszeitung Neues Deutschland und war bis 1990 dort tätig, die meiste Zeit als deren Sportchef. Bis 1993 war er Vizepräsident des europäischen Sportjournalistenverbandes. Nach seinem Ausscheiden aus dem ND gründete Huhn den spotless-Verlag und den spotless-Buchklub, die sich beide seit nunmehr fast zwei Jahrzehnten erfolgreich am Markt behaupten. Inzwischen erschienen weit über 200 Bücher bei spotless, darunter nicht wenige von Huhn selbst.*

Klaus Huhn

Flachzangen  
aus dem Westen



Sonderausgabe

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.  
Sie darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung  
weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert,  
vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

ISBN 978-3-360-02036-9

© 2010 spotless im Verlag Das Neue Berlin, Berlin  
Umschlaggestaltung/Satz: edition ost  
Cover-Foto: Archiv

Das Neue Berlin Verlagsgesellschaft mbH  
Neue Grünstr. 18, 10179 Berlin

Die Bücher von spotless werden von der  
Eulenspiegel Verlagsgruppe vertrieben.

[www.edition-ost.de](http://www.edition-ost.de)

# Flachzangen aus dem Westen

Wer diesen Buchtitel für eine gewagte Übertreibung halten sollte, wird eingeladen, ungeachtet dieses Verdachts weiterzulesen – vielleicht sogar bis zum Ende.

Hier soll kein Nachhilfeunterricht in jüngster Geschichte erteilt, sondern nur daran erinnert werden, was sich um 1990 in unseren Breitengraden tat: Die Mauer fiel, Fahnen wehten, Knallkörper erhellten den nächtlichen Himmel, Discounter schraubten ihre Namensschilder über HO-Leuchtwerbung.

Und dann erschienen »Nachhilfelehrer« in Scharen. Verzichten wir auf langatmige Vorreden, beginnen wir mit dem Erlebnis einer Frau, geboren als in Deutschland der Faschismus aufkam, groß geworden in der harten Nachkriegszeit und aufgewachsen in der DDR. Dass wir ihren Namen nicht preisgeben, obwohl sie seit einigen Monaten der grüne Rasen deckt, ist dem Umstand zuzuschreiben, dass die inzwischen natürlich längst erwachsenen und deshalb um ihre Arbeitsplätze bangenden Kinder inzwischen ein Alter erreicht haben, in dem jeder Ärger mit dem Arbeitgeber in die Hartz-IV-Grube führen kann.

# Konstanze Kunze

Also nennen wir die Frau Konstanze Kunze und geben hiermit Wort für Wort preis, was sie mir erzählt hatte, als sie noch kerngesund war. Es muss nicht darauf verwiesen werden, dass ihr Bericht ein kleines Kapitel jener Legende ist, die der DDR das Etikett eines »Unrechtsstaats« anheften sollte. Konstanze Kunze gab zu Protokoll: »In der Partei? War ich nie! Dafür sorgte schon ein Nachbar, dessen Frau mit dem Dienstwagen zum Einkaufen abgeholt wurde. Es war noch so manches andere, was mich anstank. Ansonsten fand ich manches gut, was sich in der DDR tat. Eine meiner Töchter, Sybille, wollte um jeden Preis Restaurator werden. Ich weiß nicht, wer ihr diesen Floh ins Ohr gesetzt hatte, aber es war immerhin ein Ziel, und mir imponierte, mit welcher Energie sie es verfolgte. Sie lernte einen Kerl kennen, nicht viel wert. Wenn Sie mich fragen: ein Hallodri. Bald kam ein Kind. Der Typ machte sich aus dem Staub, aber Sybille war mit ihrer Susanne glücklich. Sie fürchtete nur, dass der Traum vom Restaurator ausgeträumt sein könnte. Aber sie bekam einen Krippenplatz und konnte ihr Studium fortsetzen.

Wenn ich heute höre und in Zeitungen lese, dass die Kinder dort gedrillt wurden, könnte ich ausrasten. Meine jüngere Tochter, die Beate, hat in einer Krippe gearbeitet, hart gearbeitet, und sich um die Kinder gekümmert, als wären es ihre eigenen. Wenn sie nach Hause kam, mussten wir uns alle geduldig anhören, dass Lutz wieder eingepullert, Liane statt Mittagsschlaf zu halten die ganze Bande mit Geplapper unterhalten und Jens Schnupfen, aber kein Taschentuch dabei hatte. Lassen wir das.

Mein Thema ist meine Tätigkeit als Schöffe. Das muss Ende der 60er Jahre gewesen sein, als jemand kam und

mich fragte, ob ich nicht Lust hätte, da mitzumachen. Ich lachte nur: ›Über andere zu Gericht sitzen? Das fehlte mir noch!‹ Wie das aber damals so war: Der bekniete mich, kam mindestens noch dreimal. Am Ende sagte ich ›Ja«, um ihn loszuwerden, und weil mein Mann auf einmal stolz darauf war, dass jemand seine Frau zu so was nutze fand. Er staunte, dass eine Verkäuferin Grips genug haben sollte, um im Gericht zu sitzen. Ich will ihn nicht schlecht machen, meinen Eberhard, aber ist es nicht oft so, dass die Männer zwar für die Gleichberechtigung sind, aber den eigenen Frauen das eine oder andere gar nicht zutrauen?

Also machte ich auf meine alten Tage noch eine juristische Karriere.

Es begann – wie alles in der DDR – mit einer Schulung. Aber ich muss sagen, dass sie interessant war. Keine öden Reden über den Sieg des Sozialismus, sondern Richter erzählten uns Beispiele, Staatsanwälte haben geredet, andere Schöffen, die schon länger dabei waren, sprachen über ihre Erfahrungen. Das fand ich recht interessant. Dann hatte ich meinen ersten Prozess. Man zeigte mir das Schöffenzimmer. Ich hatte mir extra eine dunkle Kostümjacke gekauft, weil sie gesagt hatten, dass ein geblümtes Sommerkleid nicht das richtige für den Gerichtssaal wäre. Wir bekamen Zeit, die Akten durchzulesen und uns mit dem Fall vertraut zu machen. Das erste Mal in meinem Leben blätterte ich in einer Gerichtsakte, las Vernehmungsprotokolle und was sonst noch alles dazugehört. In der Nacht vor dem ersten Termin träumte ich von Mord und Totschlag, sah Bilder aus Gerichtsfilmern, in denen sich Staatsanwälte und Verteidiger heftige Duelle geliefert hatten und die Geschworenen mit ratlosen Mienen im Beratungszimmer verschwunden waren. Ich hatte längst gelernt, dass es bei uns keine Geschworenen in solchen Verfahren gab, dass ich neben der Richterin sitzen würde, das Recht hatte, Fragen zu stellen und am Ende meine Meinung zu sagen.

Mein erster Fall war der Streit um einen Garten, den ein junger Mann bewirtschaftete, sich aber nicht genügend darum kümmerte. Das behauptete jedenfalls der Nachbar, aber der spekulierte auf das Grundstück und berief sich auf eine Bestimmung, nach der niemandem erlaubt sei, sein Grundstück verwildern zu lassen. Die Richterin – ich habe später noch viele Verfahren mit ihr erlebt – war eine sehr menschliche Frau, die sich aber in diesem Fall nicht recht schlüssig war, ob man nun dem jungen Mann den Garten wegnehmen sollte oder nicht.

Ich meinte, dass es am besten wäre, sich das Grundstück mal anzusehen. Zu meiner Überraschung war die Richterin von diesem Vorschlag angetan, und es wurde ein Lokaltermin angesetzt. Dort wurde uns allen schnell klar: Der Nachbar wollte sich eine Zufahrt zu seiner Garage anlegen und brauchte dafür ein Stück des Gartens.

Der junge Mann hatte wirklich so gut wie nichts gemacht – das Unkraut stand uns bis zu den Knien. Seine Erklärung, dass er die Natur liebe wie sie sei und er einen ›Bio-Garten‹ anlegen wolle, war vielleicht eine Ausrede. Aber da wurde mir klar, wie schwer es vor dem eigenen Gewissen war, ein gerechtes Urteil zu finden: Meinte es der junge Mann nicht vielleicht doch ernst mit seinem Garten ohne abgezielte Beete? Und war dem Nachbarn nicht nur jedes Mittel recht, um zu seiner Garagenzufahrt zu kommen?

Als wir berieten, waren der andere Schöffe und die Richterin dafür, zugunsten des Garagenbauers zu entscheiden. Ich trug meine Bedenken vor, wir diskutierten. Dann erging das Urteil: Man ließ dem jungen Mann den Garten.

Übrigens: Die Richterin war von der SED-Kreisleitung angerufen worden, weil der mit der Garage sich dort beschwert und behauptet hatte, der Junge sei ein ›Assi‹, aber die Richterin beeindruckte das nicht weiter.

Ja, ich kann guten Gewissens behaupten, dass wir nicht ein einziges Urteil fällten, weil uns – um es mal vorsichtig auszudrücken – jemand empfohlen hatte, so oder so zu entscheiden. Vielleicht war das in den politischen Verfahren anders. Das weiß ich nicht, aber wir haben nach den Gesetzen und mit gesundem Menschenverstand entschieden. Die Richterin hat mehr als einmal zu mir gesagt: ›Wir legen auf Ihren Rat wirklich Wert, denn Sie kommen aus der Praxis!‹

Ein anderes Mal hatten wir ein Malerehepaar vor Gericht – Kunstmaler meine ich, keine Stubenmaler –, die waren geschieden und hatten sich nicht über das Geld einigen können. Das Verfahren zog sich ewig hin. Die Frau behauptete dies, der Mann das. Zum Beispiel: Angeblich hatte der Mann für den Sohn keine Alimente gezahlt. Der Junge, so etwa 13 Jahre alt, saß dabei, und ich schlug vor, ihn zu befragen. Er gab zu, dass er das Geld vom Vater genommen und der Mutter nichts davon gesagt hatte. Ich erinnere mich jetzt oft dieses Falles, weil es heute meist den Ausschlag gibt, wer den besseren Rechtsanwalt hat.

Einmal hatten wir ein Verfahren gegen einen Autofahrer, der ein Kind überfahren hatte. Die Großmutter hatte die Katastrophe aus dem Fenster mit ansehen müssen. Der Fahrer wurde von einem Anwalt aus Berlin vertreten. Der redete endlos und drei Tage und beschwor uns, sein Mandant würde ohne Führerschein seinen Arbeitsplatz verlieren. Er plädierte deshalb dafür, ihm den Führerschein nur für ein Jahr zu entziehen.

Die Richterin gab in der Beratung zu bedenken, dass immerhin die Existenz des Mannes auf dem Spiel stünde, aber da widersprach ich energisch: Die Eltern würden ihr Leben lang ihrem Kind nachtrauern! Nicht vorstellbar, wenn sie in einem Jahr dem Mann wieder am Lenkrad begegnen würden. Fünf Jahre Führerscheinentzug lautete mein Vorschlag, und der wurde dann auch angenommen.

Der Anwalt schnaubte vor Wut, und sein Mandant tobte mit ihm. Mir imponierte das nicht: Wer selber Kinder hat, weiß, was es bedeutet, eines begraben zu müssen.

Dann kam die Wende. Mir schwante, dass ich nicht mehr gebraucht werden würde, aber eines Tages dachte ich mir, vielleicht solltest du doch mal nachsehen, was im Gericht los ist. Ich fuhr in die Kreisstadt. Die Sekretärin der Richterin saß unten in der Pförtnerloge und freute sich, mich wieder zu sehen. Ich fragte nach der Richterin. ›Die haben sie erst woanders hingeschickt, dann nach Hause, wenn ich richtig gehört habe. Sie soll dort warten, bis sie überprüft ist, das dauert eine Weile.‹

›Und die Schöffen?‹

›Die sind auch nicht mehr im Amt. Es sollen demnächst neue gewählt werden.‹

Ich wollte wenigstens einen Blick ins Schöffenzimmer werfen, wo wir immer gesessen hatten.

›Das gibt's nicht mehr‹, erfuhr ich, ›da sitzt jetzt die Sekretärin vom neuen Chef.‹

›Kenne ich den?‹

›Wo denken Sie hin, das ist ein Wessi. Soll ein hohes Tier von drüben sein. Kommt aus Köln.‹

Ich schüttelte der Sekretärin die Hand und hatte das Gefühl, dass ich sie nicht wiedersehen würde. Aber es dauerte nicht lange, da rief mich jemand an und fragte, ob ich bereit wäre, im Kreistag als Schöffe zu kandidieren, auf der Liste der PDS.

›PDS?‹ fragte ich und war baff. ›Was habe ich mit der PDS am Hut? Mit denen will ich nichts zu tun haben! Da denken die vielleicht, ich war mit denen früher schon zugange!‹ Nee, das wollte ich auf keinen Fall.

Sie haben mit mir geredet, wie mit einem kranken Schimmel und mir auseinanderposamentiert, dass jede Partei Schöffen zu nominieren habe. Ich sei doch schon Jahre dabei und hätte einen blendenden Ruf. Viele Leute wären so angetan von mir gewesen. Ich fragte vorsichts-

halber, ob ich etwa dann auch zu den Versammlungen der PDS gehen müsste oder Beitrag bezahlen oder sonst noch was. ›Davon ist nicht die Rede‹, sagte man mir.

Also erklärte ich mich ein zweites Mal bereit, zumal mein Mann meinte, es sei doch egal, von welcher Partei ich vorgeschlagen würde, die nehmen sich alle nichts. Und ich wurde gewählt und stand eines Morgens wieder vor der Pförtnerloge. Sie können sich nicht vorstellen, wie die da drin sich gefreut hat!

Bald darauf kam mit der Post die Einladung zur ersten Verhandlung: Jugendstrafkammer. Allerdings hatten sie vergessen, die Uhrzeit hinzuschreiben. Gewissenhaft wie ich nun mal bin, rief ich am Vortag an. Das war ein Riesentheater, denn die hatten alle neue Nummern. Hartnäckig, wie ich bin, erwischte ich am Ende sogar den Mann aus Köln. Der sagte: ›Neun Uhr! Schön, dass Sie anrufen, ich freue mich schon darauf, Sie kennenzulernen.‹ Das klang so freundlich, dass ich bei mir dachte: ›Was die immer gegen die Wessis haben.‹

Dann lernte ich ihn kennen. Imposante Erscheinung, ein Mann in den besten Jahren, Maßanzug, Maßhemd, Rasierwasser, das man in der Nase behält, dazu höflich und entgegenkommend: ›Nehmen Sie doch Platz!‹

Kaum saß ich, eröffnete er mir – immer noch die Freundlichkeit in Person: ›In Zukunft wird hier natürlich alles ganz anders.‹

Mir lag eine Bemerkung auf der Zunge, aber ich schluckte sie herunter. Stattdessen fragte ich vorsichtig nach dem Schöffenzimmer und nach den Akten.

›Akten?‹ fuhr er hoch. ›Auch das ist vorbei, keine Akteneinsicht mehr! Wie wollen sie denn ohne Vorurteil urteilen, wenn sie den Fall schon kennen?‹

Ich hielt den Mund, obwohl ich nicht einsah, warum ich mir nicht vorher ein Bild machen sollte, worum es eigentlich ging. Er schien meine Zweifel zu ahnen und erklärte mir: ›Das war ungesetzlich, Sie die Akten einse-

hen zu lassen. Eine dieser typischen Unrechtsregeln. Ich dachte: Wenn der sich noch fünf Minuten so aufspult, mache ich den Abgang. Und ich fragte, da es Zeit für die Verhandlung war, nach dem anderen Schöffen.

Der Landgerichtsdirektor sah auf die Uhr: ›Sie haben Recht, es ist neun Uhr. Da wollen wir mal gleich ein Exempel statuieren!‹ Er griff nach dem Telefon und rief nach der Sekretärin. Das war eine neue, die ich noch nie gesehen hatte.

›Name des zweiten Schöffen‹, schnarrte er, und der Ton gefiel mir gar nicht.

Sie sah auf eine Liste und nannte den Namen eines Mannes, den ich gut kannte. Wir hatten mehrere Amtsperioden zusammen in einer Familienrechtskammer gegessen.

›Der Mann wird wegen nicht rechtzeitigen Erscheinens mit einer Geldbuße belegt – hundert Mark! Notieren Sie den Fall.‹

Bevor die Sekretärin verschwand, fragte ich: ›Hatten Sie ihm denn die Uhrzeit exakt mitgeteilt?‹

›Ich?‹ fuhr er mich nun an. ›Sie sind doch auch pünktlich erschienen!‹

Der Mann ging mir langsam auf die Nerven. Das war nicht der Ton, in dem wir früher miteinander verkehrt hatten.

›Erinnern Sie sich nicht, dass ich Sie gestern angerufen habe?‹ fragte ich. ›Das hat mich alles in allem 1,20 DM gekostet. Bei 680 DM Rente merkt man sich so eine Summe schon. Und verpflichtet war ich dazu nicht. Früher stand nicht nur das Datum auf der Einladung, sondern auch die Uhrzeit, und zwar sehr präzise.‹ Ich hatte meine Geduld nicht mehr im Zaum und sagte noch: ›Wenn es das sein sollte, was sich ändert, dann weiß ich nicht so recht ...‹

Die Sekretärin verzog keine Miene, stierte nur auf ihren Block.